

Friedrich Dedekind (1524 bis 1598)

Von guten Sitten bei Tisch

„Bescheidenheit, Bescheidenheit, verlass mich nicht bei Tische,
Und gib, dass ich zu jeder Zeit das größte Stück erwische!“

Meine Damen und Herren, wir kennen alle das Sprichwort: Der Bauch verlangt sein Recht, wenn er hungrig ist, und da bleiben die guten Tischmanieren bisweilen auf der Strecke – übrigens schon bei Kleinkindern. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang gern an meinen Sohn. Er war knapp zwei Jahre alt, als ich das Frühstück vorbereitete und er dabei schon in seinem Kinderstühlchen saß. Mit seinem Löffel pochte er auf den Tisch und brüllte immer wieder „Ich Hunger, ich Hunger!“ Als Journalist, der sich der korrekten Sprache verpflichtet weiß, will ich ihn korrigieren: „Norman, das heißt: Ich habe Hunger!“ Er pochte weiter mit seinem Löffel auf den Tisch und antwortete trotzig: „Ich auch!“

Nun ja, aus Kindermund ist solche Ungeduld verzeihlich. Doch wenn Heranwachsende oder gar Erwachsene die einfachsten Regeln des guten Benehmens bei Tisch nicht beherrschen, wird's peinlich. Heute Abend möchte ich Sie mit einer solchen Gestalt bekannt machen.

Er säuft, grölt, lallt, rauft, rülpst, schmatzt und benutzt ungeniert alle Körperteile, genießt ihre Funktionen, schwelgt in Selbstgefälligkeit. So ein rechter Kotzbrocken ist Grobianus, den Friedrich Dedekind in seinen „Zwei Büchern über die Einfalt der Sitten“ beschreibt. Lange Zeit ist er in Lüneburg als Pastor tätig, und hier schließt er auch im Jahr 1598 zum letzten Male die Augen. Auch 400 Jahre nach Dedekinds Tod ist sein „Lieblingssohn“ Grobian keineswegs ausgestorben, sondern hat sich wundersam vermehrt.

In einem dritten, später veröffentlichten Band weitert Dedekind das Bild des zum Schwein werdenden Menschen auch auf die holde Weiblichkeit aus, lässt den Titelheld den Damen raten, schamlos, naschhaft, schwatzsüchtig und berechnend zu werden. Wie kommt nun ausgerechnet ein Herr Pastor dazu, sich solch unanständiger Thematik zuzuwenden? Nun, gerade nach der Reformation ist den Deutschen das gute Benehmen weitgehend abhanden gekommen. Schon Luther schimpft in seinen Tischreden: „Hilf Himmel, wie manchen Jammer habe ich gesehen, dass der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern. Und leider sind viele Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig zu lehren. Und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakramente genießen, können aber weder Vaterunser noch den Glauben noch die zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. Und nun das liebe Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheiten meisterlich zu missbrauchen.“ Das gilt auch bei Tisch. Die Menschen sind entwurzelt, gute Sitten zählen nicht mehr, und der Lüneburger Pastor versucht mit seinen Büchern über Grobianus und Grobiana, seine Schäfchen wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Er schildert mit Grobianus einen wahren Kotzbrocken und stellt seinem Buch die Aufforderung voran: „Lies dieses Büchlein oft und viel – und tu allzeit das Widerspiel!“

So originell, wie sich seine Bücher darstellen, sind Dedekinds Gedanken nicht. Er hat Vorgänger wie den Satiriker Sebastian Brant, der in seinem „Narrenschiff“ abschreckend „Von dishes unzucht“ spricht. Besagter Brant führt St. Grobian als Symbolgestalt des Unflats ein. Der Name ist ursprünglich die Verdeutschung des lateinischen „Rusticus“ – Bauer –, der noch in Conrad Zeningers „Vocabularius theutonicus“ aus dem Jahr 1482 der Schimpfname für den rücksichts- und hemmungslosen Egoisten ist. 30 Jahre später beschreibt Thomas Murner in seiner „Schelmenzunft“

denselben Typus, kleidet ihn aber in die Rolle eines Schweines. Eine anonyme Schrift über „Grobianus' Tischzucht“ aus dem Jahr 1538 zeigt, daß derartige Schriften durchaus auch in Dedekinds Gegenwart einen festen Platz haben und unter jenen höchst beliebt sind, die lesen können.

Ein weiterer Anstoß zu diesem Opus ist in dem Wechselspiel von Reformation und Gegenreformation begründet. Hat da nicht der unstete Franziskanermönch Thomas Murner (1475 - 1536) aus dem Elsaß einen riesigen Narrentanz der Laster und Torheiten aller Stände losgelassen - der Juristen, der Wissenschaftler, der Ritter, der Ärzte, der Ritter, der Bürger, der Bauern, der Kaufleute, der Schreiber, der Amtsleute, nicht zuletzt auch der Kirche, der Bischöfe, der Nonnen, der Mönche. In der „Narrengesellschaft“ und der „Schelmenzunft“ treten diese Stände konzentriert auf. In den späteren Werken mit den Titel „Mühle von Schwindelsheim“ und „Gäuchmatt“ werden die Liebesnarren nach Art des altrömischen Dichters Terenz aufs Korn genommen, und die Hohe Minne des Mittelalters wird mit kühner Spottlust in närrische Schürzenjägerei umgemünzt. Diese Parodie auf Minnedienst, -regeln und -gedichte ist das letzte Lebenszeichen ritterlichen Minnedienstes des Mittelalters.

Aber der spöttische Franziskanermönch Murner setzt seine Kraft der Ironie auch gegen die Reformation ein. Seine große parodistische Streitdichtung von 1522 nennt er „Von dem großen Lutherischen Narren“. Luther nennt den Autoren daraufhin den „Murr-Narr“, und der nimmt diesen Namenswechsel auf und tritt in seinem Spottwerk als „Kater Murr“ auf, der sich mit Luthers Tochter verheiratet und diese noch in der Hochzeitsnacht verstößt, weil sie Erbgrind hat. Unreueig die von Murner angebotenen Sakramente verschmähend, stirbt Luther in dieser Streitdichtung. Sein Leichnam wird von dem derben Franziskaner „ins Scheißhaus“ geworfen. Murner stellt das Luthertum als eine Bewegung dar, die dem Neid der Besitzlosen entsprungen ist. Es gibt nicht nur dem Papst den Laufpaß, sondern auch dem Kaiser, den Fürsten und jeglicher staatlichen Ordnung.

Diese Schrift, auf den Wegen der Hanse ebenso schnell verbreitet wie Luthers 95 Thesen, bleibt natürlich nicht unbeantwortet von evangelischer Seite. Es ist schon merkwürdig: Murners Schriften, die Dedekind zu seinem eigenen Werk angeregt haben, sind heute vergessen – im Gegensatz zu den Elaboraten, die der evangelische Geistliche schuf. Ob's daran liegt, daß der Lutheraner die Konfession außen vor läßt und dadurch sozusagen einen ökumenischen Flegel produziert?

In seinen beiden ersten Büchern präsentiert Dedekind einen gleichermaßen ungewaschenen, ungehobelten, unhöflichen und unappetlichen Titelhelden. Faul und gefräßig ist er als Diener, gierig als Gast, geizig als Hausherr und stets bestrebt, für sich das Beste herauszuholen.

Als Diener erhebt sich Grobianus um die Zeit des Mittagessens, wenn der Tisch lange gedeckt ist. Er grüßt nicht, wäscht und kämmt sich nicht, putzt nicht die Schuhe, hält nicht auf Tischmanieren. Zu Personen von Stand ist er frech, dem „schönen Geschlecht“ gegenüber schamlos. Er niest, spuckt, hustet und furzt. Als Genießer sucht er die Gesellschaft der Schlemmer, zecht und grölt mit ihnen, zettelt Prügeleien an. Raufen sich dann erst einmal die Gäste, läßt er sie aus dem Haus jagen. Er selbst wirft sich volltrunken in voller Kleidung aufs Bett, während der Hausherr saubermachen und das Licht löschen darf.

Im zweiten Band ist Grobianus selbst Gast. Noch bevor das Mahl eröffnet ist, holt er vom Diener eine Liste mit der Speisenfolge, ergattert stets die größten Portionen und führt sich so laut und unflätig auf, daß alle anderen Gäste gestört werden. Am Ende des zweiten Bandes ist Grobianus selbst der Hausherr und macht jene Gäste betrunken, die er nicht leiden mag und verdirbt guten Leuten den Abend aus lauter Boshaftigkeit mit schlechtem Wein.

Im dritten Buch, das 1552 erscheint, widmet er sein Augenmerk den Mädchen. Er empfiehlt ihnen, sich schamlos zu geben, oft ins Wirtshaus zu gehen und ihren Liebhabern voll einzuschenken, um ihnen dann ein Heiratsversprechen zu entlocken. Darin sind übrigens auch praktische Tips zu finden: Das Buch endet mit dem Hinweis darauf, wie man der Flohplage begegnet und Mundgeruch vermeidet – schon damals übrigens wurde geraten, Pfefferminzblätter oder –wurzeln zu kauen.

Die deftige Satire des Herrn Pastor hat aber auch eine positive Seite: Indem das Fehlverhalten des Titelhelden lächerlich gemacht wird, wird das Buch zugleich zum Erziehungs-Opus des frühen Bürgertums. Wer eifert schon jemandem nach, der letzten Endes ausgelacht wird?!

Mit seinen häufigen Anleihen bei antiken Autoren beweist Dedekind seine subtilen Kenntnisse der griechischen und römischen Klassiker. In der Vorrede zum „Grobianus“ setzt Dedekind seinem Freund Simon Bingius das Anliegen des Opus auseinander: „Wer noch einen Funken von Ehrgefühl im Leibe hätte, würde, wenn er auf ihn passende Schilderungen fände, über sich erröten und sich bessern. Beleidigt fühlen aber könnte er sich nicht, denn die gleichen Lehren würden gleichsam lachend und scherzend vorgetragen.“

Die neulateinischen Erzählungen in elegischen Distichen sind auch fürs Volk in die deutsche Sprache übersetzt worden, beispielsweise von Caspar Scheidt im Jahr 1551. Auch er macht deutlich, daß Dedekind mit der Übertreibung der Flegelhaftigkeit eine Rückkehr des Lesers zu Anstand und Sitte erreichen will, denn es heißt: „Liß wol diß büchlin offt und vil. Und thu allheit das widerspiel.“

Bis 1657 ist Dedekinds „Grobianus“ 14mal nachgedruckt worden. Mit jeder Auflage wächst das Opus, und so ist es schließlich doppelt so lang wie das Original. Unter dem Titel „Von groben Sitten und unhöflichen Geberden“ ist es zu einem wahren Volksbuch geworden, und so hat Dedekind dem 16. Jahrhundert seine sittengeschichtliche Charakterisierung verpaßt: Man nennt es das "grobianische Zeitalter".

Dedekinds Herkunft liegt im Dunklen. Irgendwann im Jahr 1524 ist er in Neustadt bei Hannover als Sohn eines Fleischers geboren worden. Doch der Sinn steht dem Kind nach Höherem, der Sohn studiert ab 1543 Theologie in Wittenberg. 1550 wird er zum Magister promoviert, und zwei Jahre später sieht ihn sein Heimatort als Pastor wieder. Mehr als 20 Jahre ist er dort tätig. Seinen ersten „Grobianus“ hat er schon 1549 verfaßt, hat darin offensichtlich unter anderem Anschauungsunterricht von seinen Kommilitonen verarbeitet. 1575 wird er in Lüneburg Pastor, wird schließlich als Superintendent und Inspektor des lutherischen Kirchen im Bistum Lünebeck berufen, doch er kehrt nach Lüneburg zurück und stirbt dort am 27. Februar 1598.

Hinter seinem „Grobianus“, der nach der Ergänzung um den weiblichen Part als „Grobianus et Grobiana“ bekanntgeworden ist, tritt das weitere literarische Wirken des Pastors zurück. In Lüneburg schreibt er die Dramen „Der christliche Ritter“ und kurz vor seinem Tode „Der bekehrte Katholik“. Diese Arbeiten setzen sich mit religiösen Fragen seiner Zeit auseinander und nehmen das Spannungsfeld von Reformation und Gegenreformation auf.

In dieser Zeit der allgemeinen Verunsicherung sucht das Bürgertum händeringend nach bleibenden Werten. Moralisch und religiös weitgehend entwurzelt – niemand wird im Ernst behaupten, daß die Reformation die Menschen schlagartig persönlich gefestigt hätte –, suchen die Menschen angesichts schlimmer Sittenverwilderung nach vorbildlichen Normen für das geistige und praktische Leben. Der Pastor hat dies erkannt und seine Botschaft auf ebenso originelle wie

nachhaltige Art gesagt. Sein „Grobianus“ wirkt literarisch bis ins 18. Jahrhundert und im Sprachgebrauch bis heute nach: Grobian lässt grüßen!

200 Jahre später macht sich ein französischer Gelehrter Gedanken über die Erziehung: Der Philosoph Jean Jacques Rousseau schreibt seinen Erziehungsroman „Emil“. Schon am Anfang des ersten Buches heißt es: „Wir wissen nicht, was uns die Natur zu sein erlaubt.“ Und der allererste Satz des Buches lautet: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt; alles entartet unter den Händen des Menschen.“

Mit der Pubertät, dem Entflammen der Leidenschaften (Gefühl und Liebe), geraten die Kräfte und Fähigkeiten des Kindes ins Hintertreffen. Der Mensch wird relativ schwach. Die glückliche Zeit der Kindheit ist vorbei. Leidenschaften sind weder auszurotten noch zu zerstören, sie sind natürlich, sagt Rousseau. Erst die Leidenschaften bringen den Jugendlichen dazu, sich zu Fehlritten verführen zu lassen. Hier und nicht früher kann ihm ein Begriff von Moral vermittelt werden. Rousseau empfiehlt dazu, Fabeln zu erzählen, damit das Kind selbst zur Vernunft kommt und ihm Fehlritte erspart bleiben – auch in der Liebe.

Solch gereimte Fabeln hat beispielsweise Gotthold Ephraim Lessing geschaffen.

Die Teilung

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von – sein Geschlecht bleibt ungenannt –
Und tat, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut ins Ohr?
Mund, Aug und Nas und Brust und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft und Lende drückt,
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male)
»Ha!« schrie der Junker; »wie geschlank!
Ha, Welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm er von der Drechselbank!
So dünn! – Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich – was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn voneinander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeifenstiel!«

»Wie?« rief das Fräulein; »wie? zerbrechen?
Zerbrechen« (rief sie nochmals) »mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich.«

»Beim Element! so will ichs wagen,«
Schrie Junker Bogislav, »wohlan!«
Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,

Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: »Bruder! Bruder, halt!«
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräutigams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offenen Aug und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

»Halt!« schrie er, »Bruder! Auf ein Wort!«
Und zog den Bruder mit sich fort.
»Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
So nimm die Oberhälfte dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder, schenke mir!«

Wenig galant, aber ganz schön schelmisch ist diese erotische Lektion. Nun, im Benehmen gegenüber dem anderen, dem schönen Geschlecht, war auch die Goethe-Zeit nicht eben pingelig. Der junge Goethe hatte in Carl-August von Sachsen-Weimar einen wahren Saufkumpan kennen gelernt. Johann Heinrich Voß, der berühmte Homer-Übersetzer, schreibt an seine Braut im Juli 1776: „In Weimar geht es erschrecklich zu. Der Herzog läuft mit Goethen wie ein wilder Bursche auf den Dörfern herum, er besauft sich und genießt brüderlich einerlei Mädchen mit ihm. Ein Minister, der’s gewagt hat, ihm seiner Gesundheit halber die Ausschweifungen abzuraten, hat zur Antwort gekriegt: Er müsste es tun, sich zu stärken.“ Dichterfreunde wie Herder, Klopstock und Wieland wollen den jungen Draufgänger mit väterlichen Ratschlägen bremsen, doch Goethe antwortet nur mit einem Gedicht:

„Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er’s treibe,
Sehe jeder, wo er bleibt,
Und, wer steht, dass er nicht falle!“

Was schickt sich in der Goethe-Zeit? – Nun, die Kinder dürfen schon ab dem zwölften Lebensjahr verdünnten Wein trinken – aus hygienischen Gründen, versteht sich. Söhne bürgerlicher Familien lassen sich diesen Wein von Hausmägden kredenzen – in Goethes Fall war es Gretchen, die er später im „Faust“ unsterblich gemacht hat. Drei Mahlzeiten prägen den Tagesablauf. Die Kinder reden ihre Eltern mit „Herr Vater“ und „Frau Mutter“ an.

Goethes Freund Friedrich Schiller hat es da besser: Der Vater, ein Wundarzt, zählt nicht eben zu den begüterten Kreisen, zieht im eigenen Garten selbst heran, was die Mutter auf den Tisch bringen soll. Die Mutter, eine fromme Frau, beginnt jede Mahlzeit mit einem Gebet und fügt zum Mittagmahl eine Kurzandacht hinzu. Über diese Andacht darf bei Tisch gesprochen werden, und das hat Friedrich den Wunsch zum Studium der Theologie ins Herz gepflanzt. Doch sein Landesherr hat Anderes mit ihm vor und will ihn per Jura-Studium zu einem Hofbeamten machen, doch Schiller studiert schließlich Medizin – und flüchtet nach dem Studium, um unter erheblichem Weinkonsum seine Gedichte und Dramen zu schreiben.

Kurz nach Schillers Tod greift Adolph Friedrich Ludwig Freiherr Knigge zur Feder, um die Deutschen Mores zu lehren. Geboren am 16. Oktober 1752 in Bredenbeck bei Hannover; gestorben am 6. Mai 1796 in Bremen.

Er wird Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkasse in Kassel. 1777 wurde er weimarerischer Kammerherr. Sein Eintreten für die Verwirklichung der Menschenrechte lassen den

in unsicheren wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Kleinadligen bei seinen aristokratischen Gönnern ins Zwielficht geraten, führen schließlich zum Verlust des Vermögens und nötigen ihn zur Anpassung an bürgerliche Lebensformen. Erst 1790 erhält der inzwischen schwerkranke Knigge mit der Stelle als Oberhauptmann von Bremen die Möglichkeit zu einem von finanziellen Sorgen freien Leben. Wir wollen nun nicht minutiös seine Benimm-Vorschriften aufzählen. Aber Ihnen, meine Damen, hat er bedeutungsvolle Gedanken gewidmet.

Man hat oft den Damen vorgeworfen, daß sie sich vorzüglich für ausschweifende Leute interessierten. Wenn das wahr ist, so kann ich doch nicht etwas durchaus Anstößiges darin finden. Sind sie bei dem Bewußtsein eigener Schwäche toleranter als wir, so macht das ihrem Herzen Ehre; allein wir Männer tadeln auch oft nur aus Neid solche glücklichen Verbrecher von unserm Geschlechte, finden hingegen, wenn wir die Lovelace und Karl Moor nur auf dem Papiere oder auf der Schaubühne sehen, heimliches Wohlgefallen an ihnen. Der Grund von dem allen liegt wohl in einem dunkeln Gefühle, welches uns sagt, daß zu Verirrungen von der Art eine gewisse Prästanz, eine Tätigkeit, eine Kraft gehöre, die immer Interesse erweckt. Übrigens will man bemerkt haben, daß die mehrsten Frauenzimmer nur vorzüglich tolerant gegen hübsche Männer und gegen garstige Weiber seien.

Noch muß ich erinnern, daß die Frauenzimmer an den Männern Reinlichkeit und eine wohl gewählte, doch nicht phantastische Kleidung lieben und daß sie leicht mit einem Blicke kleine Fehler und Nachlässigkeiten im Anzuge bemerken.

Huldige nicht mehreren Frauenzimmern zu gleicher Zeit, an demselben Orte, auf einerlei Weise, wenn es Dir darum zu tun ist, Zuneigung oder Vorzug von einer einzelnen zu erlangen; sie verzeihen uns kleine Untreuen, ja, man kann dadurch bei ihnen zuweilen gewinnen; aber in dem Augenblicke, da man ihnen etwas von Empfindungen vorschwätzt, muß man fühlen, was man sagt, und es nur für sie fühlen. Sobald sie merken, daß Du Dein zärtliches Gewäsche jeder auskramst, ist alles vorbei; sie mögen, was sie uns sind, uns gern ungeteilt, allein bleiben.

Zwei Damen, die Forderungen und Ansprüche von einerlei Art machen, sei es nun von seiten der Schönheit, Gelehrsamkeit oder sonst, stimmen in einer Gesellschaft nicht gut zusammen; doch werden sie noch zuweilen miteinander fertig; kommt aber die dritte hinzu, dann hat der böse Feind sein Spiel.

Hüte Dich daher auch in Gegenwart einer Dame, die Ansprüche von irgendeiner Art macht, eine andre wegen gleicher Eigenschaften zu sehr zu loben, besonders eine Nebenbuhlerin mit denselben Ansprüchen. Es pflegt allen Menschen, die ein Gefühl von eigenem Werte und Begierde zu glänzen haben, vorzüglich aber den Damen eigen zu sein, daß sie gern ausschließlich bewundert werden mögen, es sei nun wegen Schönheit, wegen Geschmack, wegen Pracht, wegen Talenten, wegen Gelehrsamkeit, oder weswegen es auch sei. Sprich daher auch nicht von Ähnlichkeiten, die Du findest zwischen der Frau, mit welcher Du redest, und ihren Kindern oder irgendeiner andern Person. Frauenzimmer haben zuweilen sonderbare Grillen; man weiß nicht immer, wie sie sich vorstellen, daß sie aussehn, wie sie gern aussehn möchten. Die eine affektiert Simplizität, Unschuld, Naivität; die andre macht Anspruch an hohe Grazie, Adel und Würde in Gang und Gebärde; die eine sähe es gern, wenn man sagte: Ihr Gesicht verrate so viel Sanftmut; eine andre möchte männlich klug, entschlossen, geistvoll, erhaben aussehn; diese möchte mit ihren Blicken zu Boden stürzen können; jene mit ihren Augen alle Herzen wie Butter zerfließen machen; die eine will ein gesundes und frisches, die andre ein kränkliches, leidendes Aussehn haben. - Das sind nun kleine unschädliche Schwachheiten, nach denen man sich wohl richten kann.

Das 19. Jahrhundert ist das des Biedermanns: Nach oben buckeln, nach unten treten. Nein, da machen längst nicht alle mit. Und schon gar nicht Wilhelm Busch, dessen 175. Geburtstag wir

soeben begangen haben. Er nimmt die Verhaltensmuster des Biedermeier unter die Lupe und zeichnet ein witzig-spritziges Gesellschaftsgemälde mit der „Frommen Helene“:

LENCHEN KOMMT AUFS LAND

Wie der Wind in Trauerweiden
Tönt des frommen Sängers Lied,
Wenn er auf die Lasterfreuden
In den großen Städten sieht.

Ach, die sittenlose Presse!
Tut sie nicht in früher Stund
All die sündlichen Exzesse
Schon den Bürgersleuten kund?!

Offenbach ist im Thalia,
Hier sind Bälle, da Konzerts.
Annchen, Hannchen und Maria
Hüpft vor Freuden schon das Herz.

Kaum trank man die letzte Tasse,
Putzt man schon den ird'schen Leib.
Auf dem Walle, auf der Gasse
Wimmelt man zum Zeitvertreib.

Wie sie schauen, wie sie grüßen!
Hier die zierlichen Mosjös,
Dort die Damen mit den süßen,
Himmlisch hohen Prachtpopös.

Und der Jud mit krummer Ferse,
Krummer Nas' und krummer Hos'
Schlängelt sich zur hohen Börse
Tiefverderbt und seelenlos.

Schweigen will ich von Lokalen,
Wo der Böse nächtlich praßt,
Wo im Kreis der Liberalen
Man den Heil'gen Vater haßt.

Schweigen will ich von Konzerten,
Wo der Kenner hoch entzückt
Mit dem seelenvoll-verklärten
Opernglase um sich blickt,

Wo mit weichen Wogebusen
Man schön warm beisammen sitzt,
Wo der hehre Chor der Musen,
Wo Apollo selber schwitzt.

Schweigen will ich vom Theater,
Wie von da, des Abends spät,
Schöne Mutter, alter Vater

Arm in Arm nach Hause geht.

Zwar man zeuget viele Kinder,
Doch man denket nichts dabei.
Und die Kinder werden Sünder,
Wenn's den Eltern einerlei.

»Komm Helenchen!« sprach der brave
Vormund - »Komm, mein liebes Kind!
Komm aufs Land, wo sanfte Schafe
Und die frommen Lämmer sind.

Da ist Onkel, da ist Tante,
Da ist Tugend und Verstand,
Da sind deine Anverwandte!«
So kam Lenchen auf das Land.

DES ONKELS NACHTHEMD

»Helene!« - sprach der Onkel Nolte -
»Was ich schon immer sagen wollte!
Ich warne dich als Mensch und Christ:
Oh, hüte dich vor allem Bösen!
Es macht Pläsier, wenn man es ist,
Es macht Verdruß, wenn man's gewesen!«

»Ja, leider!« - sprach die milde Tante -
»So ging es vielen, die ich kannte!
Drum soll ein Kind die weisen Lehren
Der alten Leute hochverehren!
Die haben alles hinter sich
Und sind, gottlob! recht tugendlich!
Und gute Nacht! Es ist schon späte!
Und, gutes Lenchen, bete!, bete!«

Helene geht.- Und mit Vergnügen
Sieht sie des Onkels Nachthemd liegen.

Die Nadel her, so schnell es geht!
Und Hals und Ärmel zugenäht!

Darauf begibt sie sich zur Ruh
Und deckt sich warm und fröhlich zu.

Bald kommt der Onkel auch herein

Und scheint bereits recht müd zu sein.

Erst nimmt er seine Schlummerprise,
Denn er ist sehr gewöhnt an diese.

Und nun vertauscht er mit Bedacht
Das Hemd des Tags mit dem der Nacht.

Doch geht's nicht so, wie er wohl möchte,
Denn die Geschichte will nicht recht.

»Poztausend, das ist wunderbar!«
Der Onkel Nolte ärgert sich.

Er ärgert sich, doch hilft es nicht.
Ja siehste wohl! Da liegt das Licht!

Stets größer wird der Ärger nur,
Es fällt die Dose und die Uhr.

Rack! - Stößt er an den Tisch der Nacht,
Was einen großen Lärm gemacht.

Hier kommt die Tante mit dem Licht. -
Der Onkel hat schon Luft gekriegt.

»Oh, sündenvolle Kreatur!
Dich mein ich dort! - Ja, schnarche nur!«
Helene denkt: »Dies will ich nun
Auch ganz gewiß nicht wieder tun.«

VETTER FRANZ

Helenchen wächst und wird gescheit
Und trägt bereits ein langes Kleid. -

»Na, Lene! hast du's schon vernommen?

Der Vetter Franz ist angekommen.«
So sprach die Tante früh um achte,
Indem sie grade Kaffee machte.
»Und hörst du, sei fein hübsch manierlich
Und zeige dich nicht ungebührlich,
Und sitz bei Tische nicht so krumm
Und gaffe nicht soviel herum.
Und ganz besonders muss ich bitten:
Das Grüne, was so ausgeschnitten -
Du ziehst mir nicht das Grüne an,
Weil ich's nun mal nicht leiden kann.«

»Ei!« - denkt Helene - »Schläft er noch?«
Und schaut auch schon durchs Schlüsselloch.

Der Franz, ermüdet von der Reise,
Liegt tief versteckt im Bettgehäuse.

»Ah, ja, ja, jam!« - so gähnt er eben -
»Es wird wohl Zeit, sich zu erheben

Und sich allmählich zu bequemen,
Die Morgenwäsche vorzunehmen.«

Zum ersten: ist es mal so schicklich,
Zum zweiten: ist es sehr erquicklich;

Zum dritten: ist man sehr bestaubt
Und viertens: soll man's überhaupt,

Denn fünftens: ziert es das Gesicht

Und schließlich: schaden tut's mal nicht.

Wie fröhlich ist der Wandersmann,
Zieht er das reine Hemd sich an.

Und neugestärkt und friedlich-heiter
Bekleidet er sich emsig weiter.

Und erntet endlich stillerfreut

Die Früchte seiner Reinlichkeit

Jetzt steckt der Franz die Pfeife an,
Helene eilt, so schnell sie kann.

Plemm!! - Stößt sie an die alte Brause,
Die oben steht im Treppenhause.

Sie kommt auf Hänchen hergerollt,
Die Franzens Stiefel holen wollt.
Die Lene rutscht, es rutscht die Hanne;
Die Tante trägt die Kaffeekanne.

Da geht es klirr! und klipp! und klapp!
Und auch der Onkel kriegt was ab.

DER FROSCH

Der Franz, ein Schüler hochgelehrt,
Macht sich gar bald beliebt und wert.
So hat er einstens in der Nacht
Beifolgendes Gedicht gemacht:

Als ich so von ungefähr
Durch den Wald spazierte,
Kam ein bunter Vogel, der
Pfiff und quinquilierte.

Was der bunte Vogel pfiff,
Fühle und begreif' ich:
Liebe ist der Inbegriff,
Auf das andre pfeif' ich.

Er schenkt's Helenen, die darob
Gar hocherfreut und voller Lob.

Und Franz war wirklich angenehm,
Teils dieserhalb, teils außerdem.

Wenn in der Küche oder Kammer
Ein Nagel fehlt - Franz holt den Hammer!

Wenn man den Kellerraum betritt,
Wo's öd und dunkel - Franz geht mit!

Wenn man nach dem Gemüse sah
In Feld und Garten - Franz ist da! -

Oft ist zum Beispiel an den Stangen
Die Bohne schwierig zu erlangen.
Franz aber faßt die Leiter an,
Daß Lenchen ja nicht fallen kann.

Und ist sie dann da oben fertig -
Franz ist zur Hilfe gegenwärtig.
Kurzum! Es sei nun, was es sei -
Der Vetter Franz ist gern dabei.

Indessen ganz insonderheit
Ist er voll Scherz und Lustbarkeit.

Schau, schau! Da schlupft und hupft im Grün
Ein Frosch herum! - Gleich hat er ihn!

Und setzt ihn heimlich nackt und bloß
In Nolten seine Tobaksdos'.

Wie nun der sanfte Onkel Nolte
Sich eine Prise schöpfen wollte -

Hucks da! Mit einem Satze saß
Der Frosch an Nolten seiner Nas'.

Platsch! Springt er in die Tasse gar,
Worin noch schöner Kaffee war.

Schlupp! Sitzt er in der Butterbemme
Ein kleines Weilchen in der Klemme.

Putsch!! - Ach, der Todesschreck ist groß!
Er hupft in Tante ihren Schoß.

Der Onkel ruft und zieht die Schelle:
»He, Hannchen, Hannchen, komme schnelle!«

Und Hannchen ohne Furcht und Bangen
Entfernt das Scheusal mit der Zangen.

Nun kehrt die Tante auch zum Glück
Ins selbstbewußte Sein zurück.
Wie hat Helene da gelacht,
Als Vetter Franz den Scherz gemacht!

Eins aber war von ihm nicht schön:
Man sah ihn oft bei Hannchen stehn!
Doch jeder Jüngling hat wohl mal
'n Hang fürs Küchenpersonal,
Und sündhaft ist der Mensch im ganzen!
Wie betet Lenchen da für Franzen!!

Nur einer war, der heimlich grollte:
Das ist der ahnungslose Nolte.
Natürlich tut er dieses bloß
In Anbetracht der Tobaksdos'.
Er war auch wirklich voller Freud,
Als nun vorbei die Ferienzeit
Und Franz mit Schrecken wiederum
Zurück muß aufs Gymnasium.

DER LIEBESBRIEF

»Und wenn er sich auch ärgern sollte,
Was schert mich dieser Onkel Nolte!«

So denkt Helene, leider Gotts!
Und schreibt dem Onkel grad zum Trotz:

»Geliebter Franz!
Du weißt es ja, Dein bin ich ganz!

Wie reizend schön war doch die Zeit,
Wie himmlisch war das Herz erfreut,

Als in den Schnabelbohnen drin
Ein Jemand eine Jemandin,

Ich darf wohl sagen: herzlich küßte. -
Ach Gott, wenn das die Tante wüßte!

Und ach! wie ist es hierzuland
Doch jetzt so schrecklich anigant!
Der Onkel ist, gottlob, recht dumm,
Die Tante nöckert so herum,

Und beide sind so furchtbar fromm;
Wenn's irgendmöglich, Franz, so komm
Und trockne meiner Sehnsucht Träne!
Zehntausend Küsse von Helene!«

Jetzt Siegellack! - Doch weh! alsbald

Ruft Onkel Nolte donnernd: »Halt!«

Und an Helenens Nase stracks
Klebt das erhitzte Siegelwachs.

EINE UNRUHIGE NACHT

In der Kammer, still und dunkel,
Schläft die Tante bei dem Onkel.

Mit der Angelschnur versehen
Naht sich Lenchen auf den Zehen.

Zupp! - Schon lüftet sich die Decke
Zu des Onkels großem Schrecke.

Zupp! - Jetzt spürt die Tante auch
An dem Fuß den kalten Hauch.

»Nolte!« - ruft sie - »Lasse das,

Denn das ist ein dummer Spaß!«

Und mit Murren und Gebrumm
Kehrt man beiderseits sich um.

Schnupp! - Da liegt man gänzlich bloß
Und die Zornigkeit ist groß;

Und der Schlüsselbund erklirrt,
Bis der Onkel flüchtig wird.

Autsch! Wie tut der Fuß so weh!
An der Angel sitzt der Zeh.

Lene hört nicht auf zu zupfen,
Onkel Nolte, der muß hupfen.

Lene hält die Türe zu.
Oh, du böse Lene du!

Stille wird es nach und nach,
Friede herrscht im Schlafgemach.

Am Morgen aber wird es klar,
Was nachts im Rat beschlossen war.
Kalt, ernst und dumpf sprach Onkel Nolte:
»Helene, was ich sagen wollte: -«

»Ach!« - rief sie - »Ach! Ich will es nun
Auch ganz gewiß nicht wieder tun!«

»Es ist zu spät! - drum stantepoh
Pack deine Sachen! - So! - Ade!«

INTERIMISTISCHE ZERSTREUUNG

Ratsam ist und bleibt es immer
Für ein junges Frauenzimmer,
Einen Mann sich zu erwählen
Und wo möglich zu vermählen.

Erstens: will es so der Brauch.
Zweitens: will man's selber auch.
Drittens: man bedarf der Leitung
Und der männlichen Begleitung;

Weil bekanntlich manche Sachen,
Welche große Freude machen,
Mädchen nicht allein verstehn;
Als da ist: ins Wirtshaus gehn. -

Freilich oft, wenn man auch möchte,
Findet sich nicht gleich der Rechte;
Und derweil man so allein,
Sucht man sonst sich zu zerstreun.

Lene hat zu diesem Zwecke
Zwei Kanari in der Hecke,
Welche Niep und Piep genannt.
Zierlich fraßen aus der Hand
Diese goldignetten Mätzchen;

Aber Mienzi hieß das Kätzchen.
Einstens kam auch auf Besuch
Kater Munzel, frech und klug.

Alsobald so ist man einig. -
Fest entschlossen, still und schleunig

Ziehen sie voll Mörderdrang
Niep und Piep die Hälse lang.
Drauf so schreiten sie ganz heiter
Zu dem Kaffetische weiter. -

Mienzi mit den sanften Tätzchen
Nimmt die guten Zuckerplätzchen.
Aber Munzels dicker Kopf
Quält sich in den Sahnetopf.
Grad kommt Lene, welche drüben
Eben einen Brief geschrieben,
Mit dem Licht und Siegellack
Und bemerkt das Lumpenpack.

Mienzi kann noch schnell enteilen,

Aber Munzel muss verweilen;

Denn es sitzt an Munzels Kopf
Festgeschmiegt der Sahnetopf.

Blindlings stürzt er sich zur Erd'.
Klacks! - Der Topf ist nichts mehr wert.

Aufs Büfett geht es jetzunder;
Flaschen, Gläser - alles runter!

Sehr in Ängsten sieht man ihn
Aufwärts sausen am Kamin.

Ach! - Die Venus ist perdü -
Klickeradoms! - von Medici!

Weh! Mit einem Satze ist er
Vom Kamine an den Lüster;

Und da geht es Klingelingelings!
Unten liegt das teure Dings.

Schnell sucht Munzel zu entrinnen,
Doch er kann nicht mehr von hinnen. -

Wehe, Munzel! - Lene kriegt
Tute, Siegellack und Licht.

Allererst tut man die Tute
An des Schweifs behaarte Rute;

Dann das Lack, nachdem's erhitzt,
Auf die Tute, bis sie sitzt.

Drauf hält man das Licht daran,
Daß die Tute brennen kann.

Jetzt läßt man den Munzel los. -
Mau! - Wie ist die Hitze groß!

DER HEIRATSENTSCHLUSS

Wenn's einer davon haben kann,
So bleibt er gerne dann und wann
Des Morgens, wenn das Wetter kühle,
Noch etwas liegen auf dem Pfühle.
Und denkt sich so in seinem Sinn:
Na, dämm're noch 'n bisschen hin!
Und denkt so hin und denkt so her,
Wie dies wohl wär, wenn das nicht wär. -
Und schließlich wird es ihm zu dumm. -
Er wendet sich nach vorne um,
Kreucht von der warmen Lagerstätte
Und geht an seine Toilette.

Die Propertät ist sehr zu schätzen,
Doch kann sie manches nicht ersetzen. -

Der Mensch wird schließlich mangelhaft.

Die Locke wird hinweggerafft. -

Mehr ist hier schon die Kunst zu loben,

Denn Schönheit wird durch Kunst gehoben. -
Allein auch dieses, auf die Dauer,
Fällt doch dem Menschen schließlich sauer. -

»Es sei!« sprach Lene heute früh -
»Ich nehme Schmöck und Kompanie!«

G. J. C. Schmöck, schon längst bereit,
Ist dieserhalb gar hoch erfreut.
Und als der Frühling kam ins Land,
Ward Lene Madam Schmöck genannt.

DIE HOCHZEITSREISE

's war Heidelberg, das sich erwählten
Als Freudenort die Neuvermählten. -

Wie lieblich wandelt man zu zwein
Zum Schloß hinauf im Sonnenschein.

»Ach, sieh nur mal, geliebter Schorsch!
Hier diese Trümmer, alt und morsch!«

»Ja!« - sprach er - »Aber diese Hitze!
Und fühle nur mal, wie ich schwitze!«

Ruinen machen vielen Spaß. -
Auch sieht man gern das große Faß.

Und - alle Ehrfurcht! - muß ich sagen.

Alsbald, so sitzt man froh im Wagen
Und sieht das Panorama schnelle
Vorüberziehn bis zum Hotelle;

Denn Spargel, Schinken, Koteletts
Sind doch mitunter auch was Nett's.

»Pist! Kellner! Stell'n Sie eine kalt!
Und, Kellner! Aber möglichst bald!«

Der Kellner hört des Fremden Wort.
Es saust der Frack. Schon eilt er fort.

Wie lieb und luftig perlt die Blase
Der Witwe Klicko in dem Glase. -
Gelobt seist du viel tausendmal!

Helene blättert im Journal.

»Pist! Kellner! Noch einmal so eine!« -
Helenen ihre Uhr ist neune. -

Der Kellner hört des Fremden Wort.
Es saust der Frack. Schon eilt er fort.

Wie lieb und luftig perlt die Blase
Der Witwe Klicko in dem Glase.

»Pist! Kellner! Noch so was von den!« -
Helenen ihre Uhr ist zehn. -

Schon eilt der Kellner emsig fort. -
Helene spricht ein ernstes Wort. -

Der Kellner leuchtet auf der Stiegen.
Der fremde Herr ist voll Vergnügen.

Pitsch! - Siehe da! Er löscht das Licht.

Plums! Liegt er da und rührt sich nicht.

LÖBLICHE TÄTIGKEIT

Viele Madams, die ohne Sorgen,
In Sicherheit und wohlgeborgen,
Die denken: Pah! Es hat noch Zeit! -
Und bleiben ohne Frömmigkeit. -

Wie lobenswert ist da Helene!
Helene denkt nicht so wie jene. -
Nein, nein: sie wandelt oft und gerne
zur Kirche hin, obschon sie ferne.

Und Jean mit demutsvollem Blick,
Drei Schritte hinterwärts zurück,
Das Buch der Lieder in der Hand,
Folgt seiner Herrin unverwandt.

Doch ist Helene nicht allein
Nur auf sich selbst bedacht. - O Nein! -

Ein guter Mensch gibt gerne acht,
Ob auch der andre was Böses macht;
Und strebt durch häufige Belehrung
Nach seiner Beßrung und Bekehrung.

»Schang!« - sprach sie einstens - »Deine Taschen
Sind oft so dick! Schang! Tust du naschen?

Ja, siehst du wohl! Ich dacht' es gleich!
O Schang! Denk an das Himmelreich!«
Das Wort drang ihm in die Natur,
So daß er schleunigst Beßrung schwur.

Doch nicht durch Worte nur allein
Soll man den andern nützlich sein. -
Helene strickt die guten Jacken,
Die so erquicklich für den Nacken;
Denn draußen wehen rauhe Winde. -
Sie fertigt auch die warme Binde;
Denn diese ist für kalte Mägen
Zur Winterszeit ein wahrer Segen. -
Sie pflegt mit herzlichem Pläsier
Sogar den fränk'schen Offizier,
Der noch mit mehren dieses Jahr
Im Deutschen Reiche seßhaft war. -

Besonders aber tat ihr leid
Der armen Leute Bedürftigkeit. -
Und da der Arzt mit Ernst geraten,
Den Leib in warmen Wein zu baden,

So tut sie's auch. Oh, wie erfreut
Ist nun die Schar der armen Leut',
Die, sich recht innerlich zu laben,
Doch auch mal etwas Warmes haben.

GEISTLICHER RAT

Viel Freude macht, wie männiglich bekannt,
Für Mann und Weib der heilige Ehestand!
Und lieblich ist es für den Frommen,
Der die Genehmigung dazu bekommen,
Wenn er sodann nach der üblichen Frist
Glücklicher Vater und Mutter ist. -
Doch manchmal ärgert man sich bloß,

Denn die Ehe bleibt kinderlos. -

Dieses erfuhr nach einiger Zeit
Helene mit großer Traurigkeit. -

Nun wohnte allda ein frommer Mann,
Bei Sankt Peter dicht nebenan,
Von Fraun und Jungfraun weit und breit
Hochgepriesen ob seiner Gelehrsamkeit. -
(Jetzt war er freilich schon etwas kränklich.)

»0 meine Tochter!« - sprach er bedenklich -
»Dieses ist ein schwierig' Kapitel;
Da helfen allein die geistlichen Mittel!
Drum, meine Beste, ist dies mein Rat:
Schreite hinauf den steilen Pfad
Und folge der seligen Pilgerspur
Gen Chosemont de bon secours,
Denn dorten, berühmt seit alter Zeit,
Stehet die Wiege der Fruchtbarkeit.

Und wer allda sich hinverfügt,
Und wer allda die Wiege gewiegt,
Der spürete bald nach selbiger Fahrt,
Daß die Geschichte anders ward.

Solches hat noch vor etzlichen Jahren
Leider Gotts! eine fromme Jungfer erfahren,
Welche, indem sie bis dato in diesen
Dingen nicht sattsam unterwiesen,
Aus Unbedacht und kindlichem Vergnügen
Die Wiege hat angefangen zu wiegen. -
Und ob sie schon nur ein wenig gewiegt,
Hat sie dennoch ein ganz kleines Kind gekriegt. -

Auch kam da ein frecher Pilgersmann,
Der rühret aus Vorwitz die Wiegen an.
Darauf nach etwa etzlichen Wochen,
Nachdem er dieses verübt und verbrochen,

Und - - Doch, meine Liebe, genug für heute!
Ich höre, daß es zur Metten läute.
Addio! Und - Trost sei dir beschieden!
Zeuge hin in Frieden!«

DIE WALLFAHRT

Hoch von gnadenreicher Stelle
Winkt die Schenke und Kapelle. -

Aus dem Tale zu der Höhe,
In dem seligen Gedränge

Andachtvoller Christenmenge
Fühlt man froh des andern Nähe;
Denn hervor aus Herz und Munde,
Aus der Seele tiefstem Grunde
Haucht sich warm und innig an
Pilgerin und Pilgersmann. -

Hier vor allen, schuhbestaubt,
Warm ums Herze, warm ums Haupt,
Oft erprobt in ernster Kraft,
Schreitet die Erzgebruderschaft.

Itzo kommt die Jungferngilde,
Auf den Lippen Harmonie, -
In dem Busen Engelsmilde,
In der Hand das Paraplü. -
Oh, wie lieblich tönt der Chor!
Bruder Jochen betet vor. -

Aber dort im Sonnenscheine
Geht Helene traurig-heiter,
Sozusagen, ganz alleine,

Denn ihr einziger Begleiter,
Stilverklärt im Sonnenglanz,
Ist der gute Vetter Franz,

Den seit kurzem die Bekannten
Nur den »heil'gen« Franz benannten. -
Traulich wallen sie zu zweit
Als zwei fromme Pilgersleut.

Gott sei Dank, jetzt ist man oben!
Und mit Preisen und mit Loben
Und mit Eifer und Bedacht
Wird das Nötige vollbracht.

Freudig eilt man nun zur Schenke,
Freudig greift man zum Getränke,
Welches schon seit langer Zeit
In des Klosters Einsamkeit
Ernstbesonnen, stillvertraut,
Bruder Jakob öfters braut.

Hierbei schau sich innig an
Pilgerin und Pilgersmann.

Endlich nach des Tages Schwüle
Naht die sanfte Abendkühle.
In dem gold'nen Mondenscheine

Geht Helene froh und heiter,
Sozusagen, ganz alleine,
Denn ihr einziger Begleiter,
Stillverklärt im Mondesglanz,
Ist der heil'ge Vetter Franz.
Traulich ziehn sie heim zu zweit
Als zwei gute Pilgersleut. -

Doch die Erzgebruderschaft
Nebst den Jungfern tugendhaft,
Die sich etwas sehr verspätet,
Kommen jetzt erst angebetet.
Oh, wie lieblich tönt der Chor!
Bruder Jochen betet vor.

Schau, da kommt von ungefähr
Eine Droschke noch daher.

Er, der diese Droschke fuhr,
Frech und ruchlos von Natur,
Heimlich denkend: papperlapp!
Tuet seinen Hut nicht ab. -

Weh! Schon schau'n ihn grollend an
Pilgerin und Pilgersmann. -
Zwar der Kutscher sucht mit Klappen
Anzuspornen seinen Rappen,

Aber Jochen schiebt die lange
Jungfernbundesfahnenstange
Durch die Hinterräder quer -

Schrupp! - und's Fuhrwerk geht nicht mehr. -

Bei den Beinen, bei dem Rocke
Zieht man ihn von seinem Bocke;

Jungfer Nanni mit der Krücke
Stößt ihn häufig ins Genicke.
Aber Jungfer Adelheid
Treibt die Sache gar zu weit,

Denn sie sticht in Kampfeshitze
Mit des Schirmes scharfer Spitze;
Und vor Schaden schützt ihn bloß
Seine warme Lederhos'. -

Drauf so schau'n sich fröhlich an
Pilgerin und Pilgersmann,
Fern verklingt der Jungfernchor,
Bruder Jochen betet vor. -

Doch der böse Kutscher, dem
Alles dieses nicht genehm,
Meldet eilig die Geschichte
Bei dem hohen Stadtgerichte.
Dieses ladet baldigst vor
Jochen und den Jungfernchor.

Und das Urteil wird gesprochen:
Bruder Jochen kriegt drei Wochen,
Aber Jungf- und Bruderschaften
Sollen für die Kosetn haften. -

Ach! Da schau'n sich traurig an
Pilgerin und Pilgersmann.

DIE ZWILLINGE

Wo kriegten wir die Kinder her,
Wenn Meister Klapperstorch nicht wär?

Er war's, der Schmöcks in letzter Nacht
Ein kleines Zwillingsspaar gebracht.

Der Vetter Franz, mit mildem Blick,
Hub an und sprach: »Oh, welches Glück!
Welch' kleine, freundliche Kollegen!
Das ist fürwahr zwiefacher Segen!
Drum töne zwiefach Preis und Ehr!
Herr Schmöck, ich gratuliere sehr!«

Bald drauf um zwölf kommt Schmöck herunter,
So recht vergnügt und frisch und munter.
Und emsig setzt er sich zu Tische,
Denn heute gibt's Salat und Fische.

Autsch! - Eine Gräte kommt verquer,
Und Schmöck wird blau und hustet sehr;

Und hustet, bis ihm der Salat
Aus beiden Ohren fliegen tat.

Bums! Da! Er schließt den Lebenslauf.
Der Jean fängt schnell die Flasche auf.

»Oh!« - sprach der Jean - »es ist ein Graus!
Wie schnell ist doch das Leben aus!«

EIN TREULOSER FREUND

»O Franz!« - spricht Lene - und sie weint -
»O Franz! Du bist mein einz'ger Freund!«
»Ja!« - schwört der Franz mit mildem Hauch -
»Ich war's, ich bin's und bleib' es auch!

Nun gute Nacht! Schon tönt es zehn!
Will's Gott! Auf baldig Wiedersehn!«

Die Stiegen steigt er sanft hinunter. -
Schau, schau! Die Kathi ist noch munter.

Das freut den Franz. - Er hat nun mal
'n Hang fürs Küchenpersonal.

Der Jean, der heimlich näher schlich,
Bemerkt die Sache zorniglich.

Von großer Eifersucht erfüllt,
Hebt er die Flasche rasch und wild.

Und - Kracks! es dringt der scharfe Schlag
Bis tief in das Gedankenfach.

's aus! - der Lebensfaden bricht. -

Helene naht. - Es fällt das Licht. -

DIE REUE

Ach, wie ist der Mensch so sündig! -
Lene, Lene! Gehe in dich! -

Und sie eilet tieferschüttert
Zu dem Schranke schmerzdurchzittert.

Fort! Ihr falschgesinnten Zöpfe,
Schminke und Pomadentöpfe!

Fort! Du Apparat der Lüste,
Hochgewölbtes Herzgerüste!

Fort vor allem mit dem Übel
Dieser Lust- und Sündenstiebel!

Trödelkram der Eitelkeit,
Fort, und sei der Glut geweiht!

O wie lieblich sind die Schuhe
Demutsvoller Seelenruhe!

Sieh, da geht Helene hin,
Eine schlanke Büßerin.

DIE VERSUCHUNG

Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör!

»Nein!« - ruft Helene - »Aber nun
Will ich's auch ganz - und ganz - und ganz -
und ganz gewiß nicht wieder tun!«

Sie kniet von ferne fromm und frisch.
Die Flasche stehet auf dem Tisch.

Es läßt sich knien auch ohne Pult.
Die Flasche wartet mit Geduld.

Man liest nicht gerne weit vom Licht.
Die Flasche glänzt und rührt sich nicht.

Oft liest man mehr als wie genug.
Die Flasche ist kein Liederbuch.

Gefährlich ist des Freundes Nähe.
O Lene, Lene! Wehe, wehe!

O sieh! - Im sel'gen Nachtgewande
Erscheint die jüngstverstor'ne Tante.

Mit geisterhaftem Schmerzgetöne -
»Helene!« - ruft sie - »Oh, Helene!!!«

Umsonst! - Es fällt die Lampe um,
Gefüllt mit dem Petroleum.

Und hilflos und mit Angstgewimmer
Verkohlt dies fromme Frauenzimmer.

Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen

TRIUMPH DES BÖSEN

Hu! Draußen welch ein schrecklich Grausen!
Blitz, Donner, Nacht und Sturmesbrausen! -

Schon wartet an des Hauses Schlote
Der Unterwelt geschwänzter Bote.

Zwar Lenens guter Genius
Bekämpft den Geist der Finsternus.

Doch dieser kehrt sich um und packt
Ihn mit der Gabel zwiegezackt.

O weh, o weh! Der Gute fällt!
Es siegt der Geist der Unterwelt.

Er faßt die arme Seele schnelle

Und fährt mit ihr zum Schlund der Hölle.

Hinein mit ihr! Huhu! Haha!
Der heli'ge Franz ist auch schon da.

SCHLUSS

Als Onkel Nolte dies vernommen,
War ihm sein Herze sehr beklommen.

Doch als er nun genug geklagt:
»Oh!« - sprach er - »Ich hab's gleich gesagt!

Das Gute - dieser Satz steht fest -
Ist stets das Böse, was man läßt!

Ei, ja! - Da bin ich wirklich froh!
Denn, Gott sei Dank! Ich bin nicht so!!«

Ein Epilog in den 70er-Jahren auf Buschs „Fromme Helene“ hat Heinz Erhardt geliefert – in seinen Geschichten vom Ritter Fips:

Ritter Fips und das Küchenpersonal

Des jungen Fipsen liebste Schliche,
das waren die in Richtung Küche.

Zuerst stand er am Herd und roch,

Ritter Fips und die Jungfrau

Bei jedem Wetter, auch beim Sturme,
rief man es mehrmals laut vom Turme:

»Hört, Leute, was wir euch verkünden:

Fips will eine Familie gründen!

was er da Schönes kocht, der Koch;
doch galt hauptsächlich sein Interesse
nicht etwa dem, was er heut esse –
mitnichten: es galt der Mathilde,
der Antje, aber auch der Hilde,
die Teller wuschen, Silber putzten
und so der Küche trefflich nutzten.
Mit diesen Damen trieb der Sohn
des Hauses dann Konversation.

Schlußfolgerung:

Der Jugend Hang für Küchenmädchen
konnte schon Wilhelm Busch bestät'chen.

Drum wünscht und hofft er, daß in Bälde
sich eine Jungfrau bei ihm melde!«

Es hub ein Suchen an und Spähen,
doch keine Jungfrau war zu sehen.
Die einzige, die man gefunden,
wurd' grad von einem Kind entbunden.

Schlußfolgerung:

Will jemand eine Jungfrau frein,
darf er nicht so penibel sein.

So weit Wilhelm Busch. Ein etwas später geborener Zeitgenosse von ihm war der Nervenarzt Dr. Heinrich Hoffmann, der zuvor als Hausarzt tätig war und gleichsam als Erziehungsbuch den berühmten „Struwwelpeter“ geschrieben und selbst illustriert hat. Dieses Kinderbuch gehört inzwischen wie Wilhelm Buschs Verse zur Weltliteratur. Hier sein berühmtes Reimgemälde „Der Zappelphilipp“

"Ob der Philipp heute still
Wohl bei Tische sitzen will ?"
Also sprach in ernstem Ton
Der Papa zu seinem Sohn,
Und die Mutter blickte stumm
Auf dem ganzen Tisch herum.
Doch der Philipp hörte nicht,
Was zu ihm der Vater spricht.
Er gaukelt
Und schaukelt,
Er trappelt
Und zappelt
Auf dem Stuhle hin und her.
"Philipp, das mißfällt mir sehr !"

Seht, ihr lieben Kinder, seht,
Wie's dem Philipp weiter geht !
Oben steht es auf dem Bild.
Seht ! Er schaukelt gar zu wild,
Bis der Stuhl nach hinten fällt;
Da ist nichts mehr, was ihn hält;
Nach dem Tischtuch greift er, schreit.
Doch was hilfts ? Zu gleicher Zeit
Fallen Teller, Flasch' und Brot.
Vater ist in großer Not,

Und die Mutter blicket stumm
Auf dem ganzen Tisch herum.

Nun ist der Philipp ganz versteckt,
und der Tisch ist abgedeckt,
Was der Vater essen wollt',
Unten auf der Erde rollt;
Suppe, Brot und alle Bissen,
Alles ist herabgebissen;
Suppenschüssel ist entzwei,
Und die Eltern stehn dabei.
Beide sind gar zornig sehr,
Haben nichts zu essen mehr!

Und dann kennen wir natürlich den Suppenkasper:

Die Geschichte vom Suppen-Kasper



Der Kaspar, der war kerngesund,
Ein dicker Bub und kugelrund.
Er hatte Backen rot und frisch;
Die Suppe aß er hübsch bei Tisch.
Doch einmal fing er an zu schrein:
„Ich esse keine Suppe! Nein!
Ich esse meine Suppe nicht!
Nein, meine Suppe eß ich nicht!“



Am nächsten Tag – ja sieh nur her!
Da war er schon viel magerer.
Da fing er wieder an zu schrein:
„Ich esse keine Suppe! Nein!
Ich esse meine Suppe nicht!
Nein, meine Suppe eß ich nicht!“



Am dritten Tag, o weh und ach!
Wie ist der Kaspar dünn und schwach!
Doch als die Suppe kam herein,
Gleich fing er wieder an zu schrein:
„Ich esse keine Suppe! Nein!
Ich esse meine Suppe nicht!
Nein, meine Suppe eß ich nicht!“

Am vierten Tage endlich gar
Der Kaspar wie ein Fädchen war.
Er wog vielleicht ein halbes Lot –
Und war am fünften Tage tot.

Ja, meine Damen, am abschreckenden Beispiel lernen: Das war schon das Rezept des Lüneburger Pastors Friedrich Dedekind. Aber was tut man mit einem Kind, das ständig am Daumen nuckelt? – Dr. Hoffmann gab ein literarisches vergnügliches, aber medizinisch nicht unbedenkliches Rezept:

**"Konrad!" sprach die Frau Mama,
"Ich geh aus und du bleibst da.
Sei hübsch ordentlich und fromm.
Bis nach Hause ich wieder komm'
Und vor allem, Konrad, hör!
Lutsche nicht am Daumen mehr;
Denn der Schneider mit der Scher
Kommt sonst ganz geschwind daher,
Und die Daumen schneidet er
Ab, als ob Papier es wär."**

**Fort geht nun die Mutter und
Wupp, den Daumen in den Mund.**

**Bauz! Da geht die Türe auf,
Und herein in schnellem Lauf
Springt der Schneider in die Stub
Zu dem Daumen-Lutscher-Bub.**

**Weh! Jetzt geht es klipp und klapp
Mit der Scher die Daumen ab,
Mit der großen scharfen Scher!
Hei! Da schreit der Konrad sehr.**

**Als die Mutter kommt nach Haus,
Sieht der Konrad traurig aus.
Ohne Daumen steht er dort,
Die sind alle beide fort.**

Am Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert macht ein Dichter von sich lachen, den wir bis heute kennen: Joachim Ringelnatz, der von 1883 bis 1934 lebte. Einst saß er seiner Braut gegenüber, die er beim Eisessen beobachtet.

Genau besehn

Wenn man das zierlichste Näschen
Von seiner liebsten Braut
Durch ein Vergrößerungsgläschen
Näher beschaut,
Dann zeigen sich haarige Berge,
Daß einem graut.

Nun, zu jener Zeit hat's ihn auch gegraut vor der Hygiene in der Küche. Bisweilen kam es vor, dass man vom Essen Bandwürmer kriegte.

Der Bandwurm

Es stand sehr schlimm um des Bandwurms Befinden.
Ihn juckte immer etwas hinten.
Dann konstatierte der Doktor Schmidt,
Nachdem er den Leib ihm aufgeschnitten,
Daß dieser Wurm an Würmern litt,
Die wiederum an Würmern litten –

Einer seiner Zeitgenossen ist Christian Morgenstern. Und da man zu seiner Zeit nach dem Essen gern ein Tänzchen machte, hat er sich einen Reim auf das Tanzen gemacht:

Ein Viertelschwein und eine Auftakteule
trafen sich im Schatten einer Säule,
die im Geiste Ihres Schöpfers stand.
Und zum Spiel der Fiedelbogenpflanze
reichten sich die zwei zum Tanze
Fuß und Hand.

Und auf seinen dreien rosa Beinen
hüpfte das Viertelschwein graziös,
und die Auftakteul' auf ihrem einen
wiegte rhythmisch ihr Gekrös.
Und der Schatten fiel,
und der Pflanze Spiel
klang verwirrend melodiös.

Doch des Schöpfers Hirn war nicht von Eisen,
und die Säule schwand, wie sie gekommen war;
und so mußte denn auch unser Paar
wieder in sein Nichts zurücke reisen.
Einen letzten Strich
tat der Geigerich-
und dann war nichts weiter zu beweisen.

Das 20. Jahrhundert: Erich Kästner schwingt seine kritische Feder und schreibt uns ein Gedicht, das eine ungeahnte Aktualität in diesen Tagen gewonnen hat.

Erich Kästner: Knigge für Unbemittelte

Ans deutsche Volk, von Ulm bis Kiel:

Ihr esst zu oft! Ihr esst zu viel!

Ans deutsche Volk, von Thorn bis Trier:

Ihr seid zu faul! Zu faul seid ihr!

Und wenn sie auch den Lohn entzögen!

Und wenn der Schlaf verboten wär!

Und wenn sie euch so sehr belögen,
dass sich des Reiches Balken bögen!

Seid höflich und sagt Dankesehr.

Die Hände an die Hosennaht!

Stellt Kinder her! Die Nacht dem Staat!

Euch liegt der Rohrstock tief im Blut.

Die Augen rechts! Euch geht's zu gut.

Ihr sollt nicht denken, wenn ihr sprecht!
Gehirn ist nichts für kleine Leute.
Den Millionären geht es schlecht.
Ein neuer Krieg käm ihnen recht,
So macht den Ärmsten doch die Freude!

Ihr seid zu frech und zu begabt!
Seid taktvoll, wenn ihr Hunger habt!
Rasiert euch besser! Werdet zart!
Ihr seid kein Volk von Lebensart.

Und wenn sie euch noch tiefer stießen
und würfen Steine hinterher!
Und wenn Sie euch verhaften ließen
und würden nach euch Scheiben schießen!
Sterbt höflich und sagt Dankesehr.

Meine Damen und Herren, der Abend klingt nun langsam aus. Wir sind hier in einem guten Restaurant. Solche Restaurants hat Kästner gemieden wie der Teufel das Weihwasser. Der Whiskytrinker besuchte lieber Bars, und dort traf er auf eine Animierdame:
: „Eine Animierdame stößt Bescheid“:

Ich sitze nachts auf hohen Hockern,
Berufen, Herrn im Silberhaar
Moralisch etwas aufzulockern.
Ich bin der Knotenpunkt der Bar.

Sobald die Onkels Schnaps bestellen,
Rutsch ich daneben, lad mich ein
Und sage nur: „Ich heiße Ellen.
Lasst dicke Männer um mich sein.“

Man darf mich haargenau betrachten,
Mein Oberteil ist schlecht verhüllt.
Ich habe nur darauf zu achten,
Dass man die Gläser wieder füllt.

Wer über zwanzig Mark verzehrt,
Der darf mir in die Seite greifen
Und – falls er solcherlei begehrt –
Mich in die bessre Hälfte kneifen.

Selbst wenn mich einer Hure riefe,
Obwohl ich etwas Bessres bing,
Das ist hier alles inklusive

Und in den Whiskys schon mit drin.

So sauf ich Schnaps im Kreis der Greise
Und nenne die Bäuche Du
Und höre – gegen kleine Preise –
Der wachsenden Verkalkung zu.

Und manchmal fahr ich dann mit einem
Der Jubelgreise ins Hotel.
Vergnügen macht es zwar mit keinem,
Es lohnt sich aber finanziell.

Falls freilich einer glauben wollte,
Mir könnte Geld im Bett genügen:
Also: Wenn ich die Wahrheit sagen sollte –
Ich müsste lügen.

Wir befeißigen uns der guten Sitten, meiden die Bars und haben uns hoffentlich in der gepflegten Atmosphäre der Brasserie in Luhdorf vergnügt. In der Hoffnung, dass Sie diesem Restaurant und auch mir weiterhin die Treue halten, verbleibe ich voller Hochachtung Ihr Martin Teske.